

Industrie als Identitätsfaktor: Das Industriemuseum Heimateerde in Gelsenkirchen und sein Schaubergwerk (1929-1945)

Industrie und Technik haben trotz ihrer Bedeutung und Allgegenwart zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland kaum Eingang in die Museen gefunden. Die damaligen Stadt- und heimatkundlichen Einrichtungen zeigten überwiegend die vorindustrielle Welt, die mit ihrer bürgerlich und bäuerlich geprägten Kultur einen Gegenentwurf zu den Industriestädten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellte.¹ Dabei ließ sich die Gegenwart von Industrie und Großstadt nur zu oft aus einer lokalen und regionalen Geschichtserzählung ausblenden: Was zählte, war die lange Dauer vorindustrieller Geschichte. Zugleich wurde jedoch das mit der Industrie einhergehende Wachstum der Städte, die Phänomene von Urbanisierung, Vermassung und Entwurzelung durch die Zeitgenossen auf vielfältige Weise diagnostiziert und wahrgenommen, was in Literatur, Kunst und Fotografie zu höchst unterschiedlichen Darstellungen zwischen dezidiertem Technikkritik und Technikbegeisterung führte.²

Diese Ambivalenz findet sich auch in der Darstellung des Steinkohlenbergbaus, der lange Zeit kaum als museumswürdiges Thema galt. Doch spätestens nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer Neubewertung. So eröffnete das 1903 gegründete Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München 1925 mit einem Anschauungsbergwerk und fünf Jahre später das Bergbau-Museum in Bochum. Mit ihrer auf technische Erklärungen zentrierten Darstellung entsprachen die beiden Häuser dem Wunsch eines Publikums, das in einer zunehmend technisch-wissenschaftlich geprägten Welt Orientierung suchte. Zugleich dienten, wie etwa in Bochum, die ausgestellten Objekte als Anschauungsmaterial für die bergmännische Ausbildung, stand doch das neue Museum in enger Verbindung zur Westfälischen Berggewerkschaftskasse, einer der zentralen Ausbildungs- und Forschungsstätten des Ruhrbergbaus.³ Beide Einrichtungen versuchten sich dabei von regionalen Besonderheiten abzugrenzen und strebten danach, den Erwerb von Objekten auf ganz Deutschland auszudehnen.

Dass der industrialisierte Bergbau und dabei besonders der Steinkohlenbergbau unter dem Dach eines lokal- und ortsgeschichtlich ausgerichteten Heimatmuseums zur Darstellung kamen, war hingegen eine Ausnahme. Denn als Leiterzählung einer regionalen Identität taugte er zunächst kaum: Zu stark waren die vorindustriellen dörflichen und auch stadtbürgerlich geprägten Überlieferungen. Was dann mit der Industrialisierung einsetzte, war eine „defizitäre Urbanisierung“, wobei in nur kurzer Zeit aus ehemaligen Dörfern und Kleinstädten große Industriestädte entstanden.⁴ Mit dem zunehmenden Verlust traditioneller Bindungen und Orientierungen veränderten die durch die Montanindustrie geprägten neuen urbanen Zentren auf grundlegende Weise das bisherige Bild der Stadt, ohne jedoch die vorindustriellen Vorstellungswelten, die als Norm und Leitbild weiterhin wirksam waren, gänzlich zu ersetzen.

Der Raum, innerhalb dessen diese neuen Identitäten entstanden, war dabei keineswegs genau abgesteckt.⁵ Erst durch die Gründung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk 1920 wurden seine Grenzen aus der Perspektive einer übergreifenden Stadt- und Raumplanung festgelegt. Dabei gilt es jedoch zu fragen, ob ein administratives Raumkonzept dieser Art regionale Identitäten überhaupt zu integrieren vermochte und wie sich die Wechselwirkungen und Kongruenzen von Raumvorstellungen und

Industry as identity factor: the Heimateerde industrial museum in Gelsenkirchen and its exhibition mine (1929-1945)

This paper will address the question of how a distinct identity centred around the industrial present and living environment was able to emerge in the new industrial cities of the Ruhr region in the face of massive immigration and the absence of cultural traditions. It will draw on the Heimateerde industrial museum founded in Gelsenkirchen in 1929, whose exhibition and visitors' mine depicted the working world of the miners in detail. By way of comparison, the author will consider the discussion on local history in the Ruhr initiated by Wilhelm Brepohl and examine the Ruhrlandmuseum in Essen, which was established around the same time. The museum established in Gelsenkirchen will be shown to be characterised by a synopsis of the industrial present and a natural historic past.

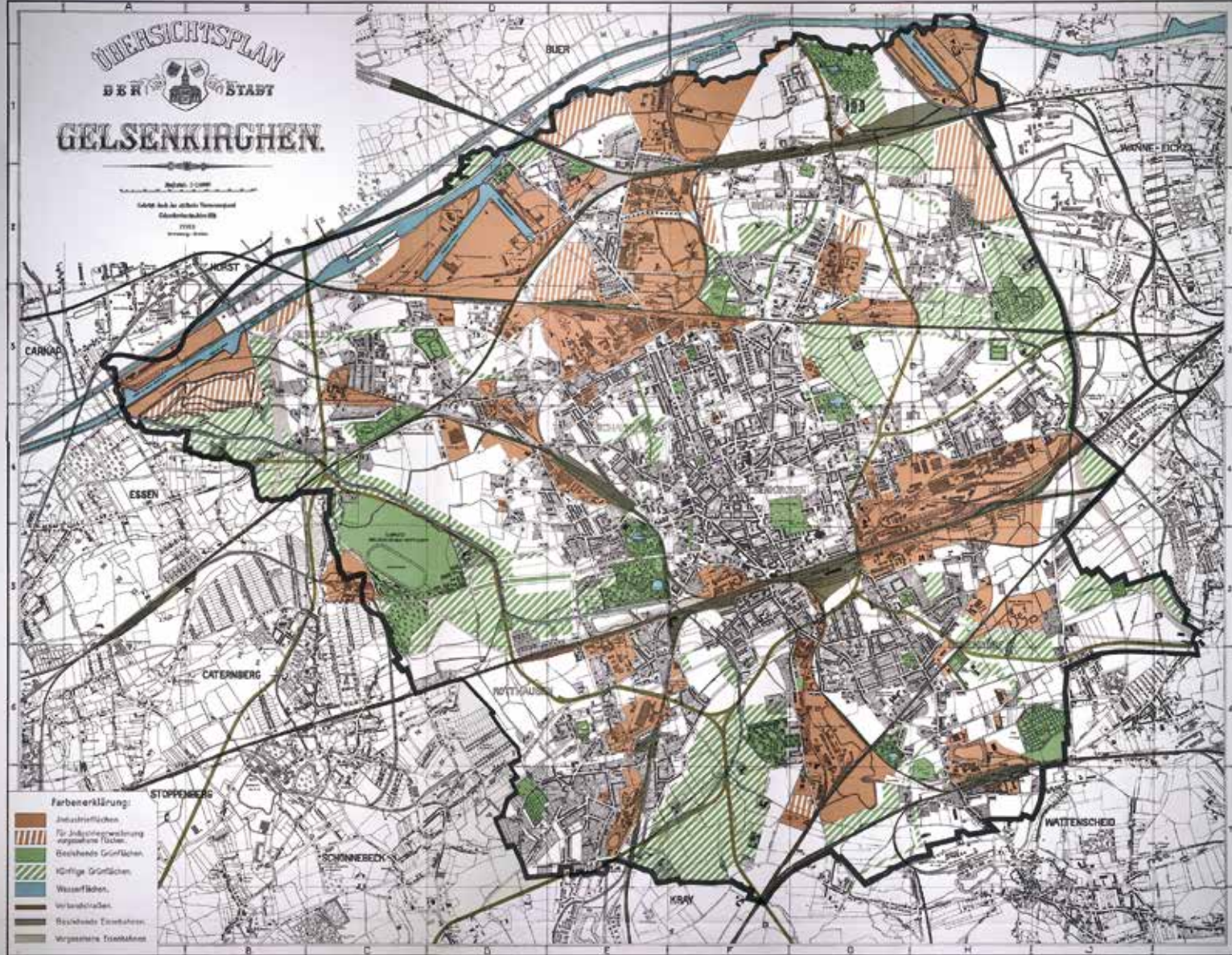


Abb. 1: Übersichtsplan der Stadt Gelsenkirchen im Jahr 1926. Rot markiert sind Industriellflächen. Noch nicht zu sehen ist, jenseits von Emscher und Rhein-Herne-Kanal im Norden, das zwei Jahre später eingemeindete Buer. (Quelle: Erwin Stein (Hg.): Gelsenkirchen, Berlin 1927)

Identität beschreiben lassen. Denn mit der Industrialisierung hatten sich die traditionellen Grenzen zwischen Siedlungs- und Naturräumen verschoben und sich zwischen den einzelnen Städten neue amorphe Siedlungsräume ausgebildet.

Zudem ist zu fragen, wer diese industriell geprägte Identität überhaupt für sich reklamierte und ob Identität am Ende nicht ein durch und durch bürgerliches Konzept darstellte, bei dem gegenüber dem Bürgertum die weit heterogenere Arbeiterbevölkerung des Ruhrgebiets außen vorblieb.⁶ Das Museum als klassisch-bürgerliche Institution wäre aus dieser Perspektive kaum als regionaler Identitätsfaktor zu beschreiben, der über sein bürgerliches Kernpublikum hinaus wirksam wäre. Dennoch lässt sich für den hier behandelten Zeitraum mit guten Gründen argumentieren, dass Museen mit neuen Ausstellungen und Themen vor allem ein nicht bürgerlich geprägtes Publikum anzuziehen versuchten.

Das, was wir heute als Industriekultur des Ruhrgebiets wahrnehmen, hat, so die Ausgangsthese, seinen Grund daher nicht allein in den postindustriellen Landschaften und dem Niedergang der Schwerindustrie, sondern auch in den vorhergehenden Bemühungen, die Industrie als Teil einer lokalen und regionalen

Identität zu begreifen. Beispielhaft dafür steht die Stadt Gelsenkirchen mit ihrem 1929 eröffneten Industriemuseum Heimateerde, das in seinen Kellerräumen ein Schaubergwerk, den „Pütt Übertage“, zeigte. Am Schaubergwerk und dem Heimatmuseum selbst lässt sich nachzeichnen, wie speziell der Steinkohlenbergbau in eine neuartige Heimat Erzählung integriert wurde und zur lokalen Identitätsbildung beitrug.

Im Folgenden wird dieser Vorgang aus drei verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Zum einen geht es um museale Konzepte, die Industrie und speziell den Bergbau in Ausstellungen und Museen darzustellen, wobei speziell die gleichzeitigen Gründungen des Deutschen Museums in München und des Bergbau-Museums in Bochum in den Blick geraten. Des Weiteren steht das in den 1920er und 1930er Jahren von Wilhelm Brepohl entwickelte Konzept eines Ruhrvolks zur Diskussion, das, aus völkischen und rassistischen Elementen zusammengesetzt, einen neuen auf die industrielle Lebenswelt bezogenen Typus des Ruhrgebietsmenschen konstruiert. Abschließend geht es um museale Konzepte, in denen Industrie- und Naturraum als Einheit erscheinen und die Nutzung von Rohstoffen im Mittelpunkt steht. Modellhaft geschah dies etwa im Essener Ruhrlandmuse-

um und im von Wilhelm Idelberger und Wilhelm Niemann verfassten „Heimatkundlichen Wanderführer für Gelsenkirchen“.

Das Industriemuseum Heimateerde

Das Dorf Gelsenkirchen erfuhr in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch zahlreiche Zechengründungen einen rasanten Aufstieg zur Industriestadt. 1925 arbeitete auf insgesamt 35 Schachtanlagen eine Belegschaft von knapp 30.000 Arbeitern.⁷ Als Folge des Steinkohlenbergbaus siedelten sich zudem eine Vielzahl stahlverarbeitender Betriebe an, darunter vor allem der Schalker Gruben- und Hüttenverein, eines der damals größten Hüttenwerke in Deutschland. Der Aufstieg zur Industriestadt spiegelt sich auch in den Bevölkerungszahlen. Während auf dem späteren Stadtgebiet 1818 ca. 2.000 Menschen lebten, stieg deren Zahl bis 1925 auf über 200.000. Es waren besonders Zuwanderer aus dem Osten, darunter zahlreiche Polen, die in den prosperierenden Industriebetrieben nach Arbeit suchten. Für 1910 schätzt man den Anteil der außerhalb Westfalens und des Rheinlandes Geborenen für das Ruhrgebiet auf 35,5 %.⁸ Diese massive Zuwanderung blieb auch für Gelsenkirchen nicht ohne Folgen. 1875 zur Stadt erhoben, machte 1928 der Zusammenschluss mit Buer die Stadt der tausend Feuer endgültig zu einer der größten des Ruhrgebiets.

Eine Karte aus dem Jahr 1926 zeigt eindrücklich das damalige Verhältnis von Industrie-, Wohn- und öffentlichen Grünflächen in der Großstadt. Die Stadt erscheint wie eingezwängt zwischen den zahlreichen Industriearrealen mit Stahlwerken, Zechen und chemischen Betrieben. So befinden sich im Norden die Zechen Consolidation und Bismarck, im Osten das Gelände des Schalker Vereins, im Süden die Zechen Rhein-Elbe, Holland und Dahlbusch sowie im Westen die Zeche Wilhelmine-Viktoria und ein Ableger der Mannesmann-Röhrenwerke. Gut erkennbar sind ebenfalls die während der Industrialisierung ausgebauten Infrastrukturen, darunter der in Ost-West-Richtung verlaufende Rhein-Herne-Kanal mit seinen Industriebahnhöfen und die zahlreichen Eisenbahntrassen. Neuen Wohnraum für die Arbeiter und Angestellten schufen in der Nähe von Zechen und Industriebetrieben systematisch angelegte Kolonien. Deutlich sichtbar ist die Ende des 19. Jahrhunderts für die auf der Essener Zeche Zollverein beschäftigten Bergleute und ihre Familien gebaute – allerdings außerhalb der Stadtgrenzen im Südwesten gelegene – Kolonie Hegemannshof. Auf den zweiten Blick zu sehen sind die zahlreichen Feldfluren, Leerstellen zwischen den verdichteten Stadt- und Industrieblöcken, die auf die jahrhundertalte Vergangenheit einer bäuerlich genutzten Landschaft verweisen. Auf der Karte sind sie unter anderem auch als Erweiterungsflächen für die Industriebetriebe gekennzeichnet.

Inmitten dieser städtischen Industrielandschaft kam es, etwa gleichzeitig mit der Zusammenlegung der Städte Gelsenkirchen und Buer, 1929 zur Gründung zweier Museen, von denen das eine als Kulturmuseum Heimateerde in Buer, das andere unter dem Namen Industriemuseum Heimateerde in Gelsenkirchen eröffnete. Entsprechend das Kulturmuseum mit Kunsthandwerk, Möbeln, Schmuck, frühneuzeitlichem Handwerk und archäologischen Funden durchaus den konventionellen Vorstellungen eines Heimatmuseums, so schlug man im Industriemuseum neue Wege ein.

Seine Ursprünge gehen auf ein 1926 gegründetes Naturkundemuseum mit mineralogischen und fossilen Funden aus Gel-

senkirchener Bergwerken zurück, das drei Jahre später in ein Gebäude am Gelsenkirchener Neumarkt umzog. Leiter des Museums war der 1878 im Westerwald geborene Wilhelm Idelberger, seit 1911 in Gelsenkirchen ansässig und seit 1928 Lehrer an der dortigen Oberrealschule für Mathematik, Natur- und Erdkunde.⁹ Seine stark ausgeprägten heimatkundlichen Interessen fanden unter anderem in dem von ihm 1927 mitbegründeten Heimatbund Gelsenkirchen als Teil des Westfälischen Heimatbundes ihren Platz.¹⁰

Unter Idelberger zog das Museum 1932 in das Alte Amtshaus nach Gelsenkirchen-Schalke. Ein Jahr später eröffnete im Keller des Gebäudes ein Schaubergwerk, das in Zeitungsberichten bald als „Pütt Übertage“ titulierte wurde. In ihm waren eine acht Meter lange Förder- und Ladestrecke samt Blindschacht sowie verschiedene Abbau- und Fördermaschinen zu sehen, die in der Nachbildung eines 70 cm starken Kohlenflözes, „aus natürlicher Kohle, in mächtigen Blöcken eingebaut“, arbeiteten.¹¹ Unterstützt hatten das Museum dabei Zechengesellschaften und die Gutehoffnungshütte in Oberhausen, die u.a. eine Kohlenschneidemaschine, eine Säulenschrämmaschine, einen Schüttelrutschenmotor, einen Ventilator, einen Lufthassel und einen Förderwagen spendeten.¹² Zwei Jahre später konnten die Besucher die Arbeitswelt unter Tage auch über fotografische Aufnahmen erleben. Ein neu angeschaffter Stereoskopbetrachter¹³ zeigte in 17 Bildern den modernen Stahlausbau in Querschlägen und Strecken unter Tage und bildete damit eine „längst vermisste Ergänzung des Bergwerks ‚Übertage‘, in dem nur der Ausbau mit Holz angewendet wurde.“¹⁴

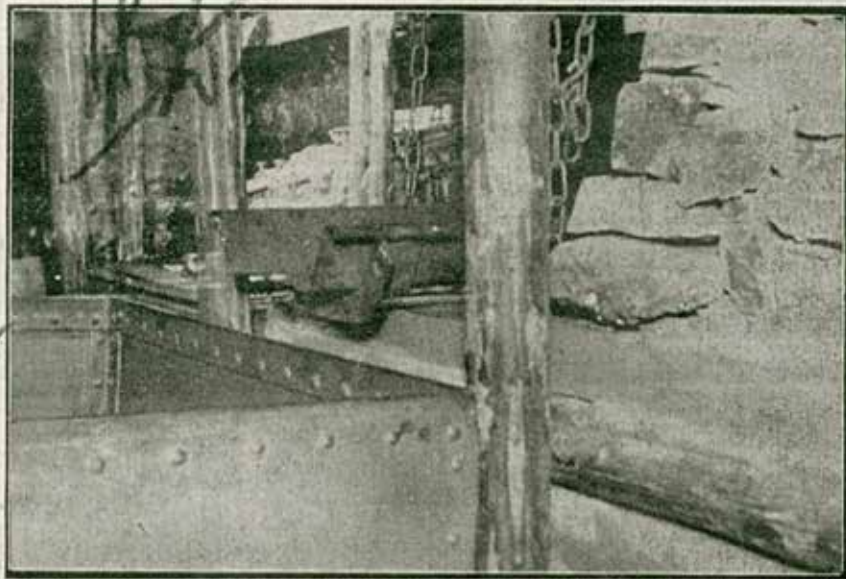
Schaubergwerke dieser Art entstanden erstmals um 1900 als Teil temporärer Ausstellungen und spiegelten das bis in die 1930er Jahre andauernde Interesse, den modernen Steinkohlenbergbau in seiner technischen Entwicklung und wirtschaftlichen Bedeutung einem breiten Publikum zu präsentieren. So etwa auf der Berliner Hygiene-Ausstellung von 1883, der Pariser Weltausstellung 1900 oder dem Schaubergwerk auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1931.¹⁵ Aber auch für Museen wie die ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Berlin von 1903 und das bereits erwähnte Deutsche Museum in München waren diese Bergwerke bald unverzichtbarer Bestandteil der Ausstellungen.¹⁶ 1933 eröffnete ein Schaubergwerk in der Schauwestdeutscher Wirtschaft, dem neugestalteten vormaligen Wirtschafts- und Handelsmuseum, im Keller des neuen Hauptgebäudes der Kölner Universität.¹⁷ Am Bergbaumuseum in Bochum gingen Ende der 1930er Jahre die Arbeiten an einem seit den 1920er Jahren geplanten Anschauungsbergwerk voran, für das man in 17 Metern Tiefe eine erste Sohle anlegte, die die Besucher von 1941 an auf insgesamt 600 Metern Strecke erstmals besichtigen konnten.¹⁸ Am Rande erwähnt sei das Siegerlandmuseum in Siegen, das ab 1938 den Erzbergbau in einem 100 Meter langen Schaubergwerk präsentierte.¹⁹

Nichts weist darauf hin, dass das im Zweiten Weltkrieg zerstörte Gelsenkirchener Schaubergwerk sich von diesen Vorbildern grundsätzlich unterschied. Allein die geringe Größe von gerade einmal acht Metern Länge war, anders als die weitaus größeren Einrichtungen anderer Museen und Ausstellungen, ganz auf die beengten Verhältnisse vor Ort zugeschnitten. Doch hier wie dort ging es um einen inszenierten Blick auf eine für den Außenstehenden und Nicht-Bergmann gemeinhin verborgene Arbeitswelt unter Tage. Man konnte sowohl die Vorrichtungen des Ausbaus, die zum Abbau verwendeten Maschinen wie auch die Geologie des Untergrundes, die Gesteine und die Lagerungs-

Gelsenkirchens neueste Errungenschaft:

„Pütt Uebertage“ /

Ein Steinkohlenbergwerk im Kellergeschoß des Gelsenkirchener Industriemuseums. — Ein anschauliches Belehrungsmittel für die Bevölkerung und die Schuljugend



Förder- und Ladestrecke mit Schütteltrische und Schrämmaschine.

Blick in ein Bergwerk.

Im Industriemuseum, Oststraße 1, Eingangs Viktorialstraße, wurden in den letzten Monaten die Untertageanlagen eines Steinkohlenbergwerkes eingebaut. Das Museum ist täglich, außer Samstags, von 15 bis 19 Uhr zu besichtigen. Schüttelfahnen nach Anmeldung auch zu anderen Zeiten.

Gelsenkirchen, die größte Kohlenstadt des Kontinents, mit ihren unschätzbaren industriellen Anlagen über und unter Tage. Doch wer von den über 300 000 Einwohnern kann sich ein genaues Bild von den ein-

zelnen Betrieben machen, hat bisher einen Einblick in diese Welt des unermüdblichen Schaffens wagen können. Außer den dort beschäftigten Arbeitern und Angestellten sind es nur wenige, denen ein glücklicher Zufall das Einfahren in ein Kohlenbergwerk ermöglichte. Dieser Wunsch vieler Bevölkerungsteile und besonders der neugierigen Jugend blieb bisher noch unerfüllt.

Was lag nun näher, als etwas ähnliches zu schaffen, um jedem Einwohner der Kohlenstadt die gefährliche, schwerdurchdrachte Arbeitsweise des Bergmannes veranschaulichen zu können. Der schon seit Jahren geübte Gedanke des Leiters des hiesigen Industriemuseums ist nunmehr in die Tat umgesetzt worden. Das Industriemuseum ist durch den Einbau eines Steinkohlenbergwerkes um ein gutes Stück seiner Vervollständigung entgegengeführt worden. Einige der vielen beschäftigungswahrenden Bergarbeiter unserer Stadt haben hier dank der Unterstützung des Fürstprinzen eine eintretende Arbeit gefunden. Es muß anerkannt werden, daß es erstaunlich ist, wie sie das von den Gelsenkirchener Frauen und der Gutehoffnungshütte überlassene Material verarbeitet haben. Kohlenkämmlinge Untertageanlagen eines Steinkohlenbergwerkes sind in natürlichem Maßstabe vorhanden, lediglich die Strecken mühten wegen der räumlichen Beschränkung eine Verkürzung erfahren. Jedoch hat durch diese Maßnahme das Gesamtwerk nichts eingebüßt.

Eine Besichtigung des kleinen Bergwerkes übermittelt den Besuchern mühselos ein genaues Bild eines Steinkohlenbergwerkes. Zunächst gelangt man in einen zwei Meter breiten und neunzehn Meter hohen

Querschlag

und erhält ein Bild von dem eigentümlichen Aussehen eines Untertagebaues. Schwere Stempel mit den darüberliegenden Rappen (Fürkoh) dienen dem überhängenden Gestein als Stütze und fangen den ungeheuren Druck ab. Die Hohlräume sind mit Gestein verpackt und diese durch Schalhälser und Spitzen gestützt. Zwei Schienenstränge dienen der Beförderung der Kähndia hin- und herrollenden Förderwagen. Auf der Südseite ist der Querschlag durch zwei Wettertüren abgeschlossen, während man auf der entgegengesetzten Seite sich weiter ins Gebirge hineinbewegt, um das nächstliegende Kohlenflöz zu erreichen.

Den Abbau eines Kohlenflözes erlebt man auf der Förder- und Ladestrecke.

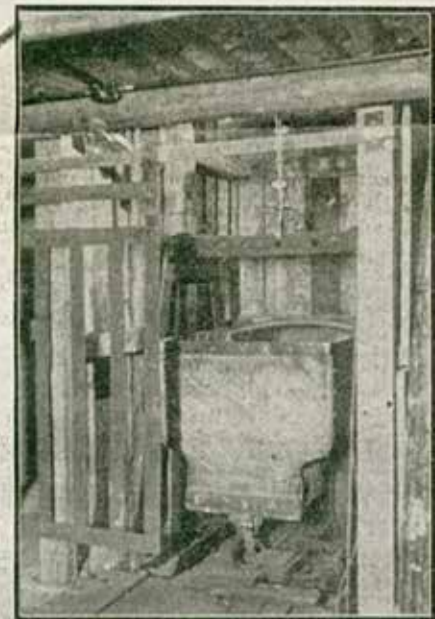
Dieses ist wohl die interessanteste Stelle der Neuanlage. Ein 70 Zentimeter starkes Kohlenflöz aus natürlicher Kohle, in mächtigen Blöden eingebaut, ist bereits teilweise abgebaut und mit Gestein verfüllt. Eine durch Prelluft getriebene Schrämmaschine bohrt am Grunde des Flözes einen Schrämm bei dem das Bindwerk der Schrämmaschine langsam nach oben zieht. Der Abbauprogang kann hier

sehr gut veranschaulicht werden. Interessant ist auch der Einbau einer Schütteltrische, die die gewonnene Kohle durch die rudewelle Bewegung zum Förderwagen bringt. Die abgebaute Strecke wird wegen des Gebirgsdruckes und der Wetterführung ausgefüllt, und zwar geschieht dies durch frei gewordenes Gestein, die in ihrer Gesamtheit als Bergewerksmasse bezeichnet werden. Der mit Kohle gefüllte Förderwagen wird nun zu dem schon bezeichneten Querschlag gedrückt und von diesem zum Fräufort vor dem Stapel. Dieser besteht aus dem Stapelschacht und dem Fräufort, durch den man auf Bahnen zu einer tieferen Sohle fährt. Ein durch Prelluft getriebener Paßpel befördert die mit Kohlen gefüllten Wagen zu einer tiefer gelegenen Sohle und bringt von dort die leeren Wagen wieder mit.

Man darf, um verständlich zu bleiben, nicht allzu viel beschreiben, sonst wird die Verwirrung bei der Auffassung der bergtechnischen Ausdrücke nur noch größer. Es ist schon ein Versuch notwendig, um dem Laien doch ein Bergwerk veranschaulichen zu können. An allen Stellen ist durch genaue und aufschlußreiche Beschriftung dafür Sorge getragen, daß nichts unverständlich bleibt. Zudem steht ein sachkundiger Führer zu den Besuchszeiten zur Verfügung, der den Einzelheiten eine genaue Erklärung erteilen kann.

Auch in geologischer Hinsicht ist für eine Auffklärung gesorgt. Schiefer, Sandstein, Steinkohlenschiefer, Burzelboden ist schematisch dargestellt. Das Einfallen der Gesteine, die Verwertung und das Streichen der Gesteine ist in der gleichen Weise dargestellt. Man erhält also von dem Steinkohlenbergwerk „Uebertage“ einen klaren Einblick in den Aufbau des gesamten Steinkohlengebirges, wie auch in Ergänzung desselben die im Obergeschoß des Industriemuseums befindlichen Sammlungen zur Erweiterung der neuen Kenntnisse dienen können.

Das neue Werk wird von den verschiedensten Stellen freudig begrüßt, heißt es doch gerade für die Schuljugend ein überaus notwendiges Anschauungsmittel dar. Zudem ist die Verwirklichung des schon seit Jahren gehegten Gedankens mit den geringsten Mitteln vor sich gegangen. Neben dem von den Gelsenkirchener Frauen und der Gutehoffnungshütte zur Verfügung gestellten Material ist aus dem kleinen Kuleumfund nur ein geringer Betrag entnommen worden, der für den Anstrich und die notwendigen Beleuchtungskörper verwendet wurde. In Anerkennung des neuen Wertes wäre es wünschenswert, wenn zahlreiche Gruppen der Bevölkerung durch den Besuch des Steinkohlenbergwerkes „Uebertage“ den an der Erstellung Beteiligten die wünschenswerte Anerkennung zufließen würden.



Stapelschacht mit Stapelkorb und Förderwagen.



Förderstrecke mit nördlichem und südlichem Einfallen der Gesteine.

Abb. 2: „Pütt Uebertage“. (Quelle: Gelsenkirchener Zeitung, 27. April 1933, in: STA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2)

verhältnisse des begehrten Rohstoffs Kohle betrachten. So war eine aufwendige, auf Authentizität bedachte Rekonstruktion eines Abbaubetriebes unter Tage entstanden, bei dem die originalen Maschinen für den Besucher sicher nicht den geringsten Reiz ausmachten.

Zu Recht wurde daher auf Gemeinsamkeiten der Schaubergwerke mit der Illusionskunst der Dioramen hingewiesen, die vor allem in den Naturkundemuseen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Darstellung von Tiergruppen und natürlicher Lebensräume dienten.²⁰ Durch die geschickte Anordnung von Vor- und Hintergrund vermittelten sie auf kleinstem Raum die Illusion eines freien Blicks über eine Naturlandschaft. Von der Natur auf die Arbeitswelt übertragen, trat im Schaubergwerk dem Besucher das „Habitat“ des Bergmanns entgegen, das er, anders als die meist durch Glaswände geschützten illusionistischen Inszenierungen in den Naturkundemuseen, selbst betreten und in den oft funktionsfähigen Maschinen erleben konnte. Hier hob die Inszenierung die Distanz zu den in der Ausstellung präsentierten Objekten auf. Statt den Betrachter von den ausgestellten Objekten zu trennen, nahm die dioramatische Inszenierung ihn unmittelbar in das Geschehen mit hinein und machte ihn zum Akteur innerhalb einer ihm fremden Welt.

Industrie im Museum

Doch bereits die Dioramen der Naturkundemuseen am Ende des 19. Jahrhunderts waren keineswegs neutrale Darstellungen natürlicher Welten, sei es indem sie Landschaften nationaltypisch werteten, sei es indem sie Stellung innerhalb der damals kontrovers diskutierten Evolutionsbiologie bezogen.²¹ Auf ähnliche Weise spiegelte auch der Kohlenbergbau in den Schaubergwerken zeittypische Vorstellungen. Über das Erklären technischer Zusammenhänge hinaus nutzten Interessenverbände und Bergbauzulieferer das Medium zur Darstellung der Leistungsfähigkeit des deutschen Bergbaus und konnten überdies in der Betonung aktueller Technik das allgegenwärtige Fortschrittsparadigma untermauern.²²

In diesem Sinne ging auch der Gelsenkirchener „Pütt Übertage“ über die Vermittlung rein technischer Inhalte weit hinaus. So skizzierte Idelberger 1932 sein Haus als ein Museum, dessen Sammlungsgegenstände in einem direkten Bezug zum Ort und der Lebenswirklichkeit der dort arbeitenden Menschen standen und „streng die Eigenart der Stadt und ihrer Bewohner“ berücksichtigten.²³ Die Industrie und speziell der Bergbau traten hier nicht als Bedrohung oder gar Zerstörer von Heimat, sondern als Teil von ihr und mehr noch als Ausdruck eines spezifischen Heimatgefühls auf. Das Industriemuseum thematisierte mit dem Steinkohlenbergbau somit einen für Gelsenkirchen zentralen Faktor in der Stadtgeschichte, der überdies im heimatgeschichtlichen Kontext und in musealer Inszenierung eine Identifikationsmöglichkeit für die Industriearbeiterschaft und ihre Familien bot. Denn Idelberger wandte sich mit seiner Ausstellung nicht nur an diejenigen, die auf den umliegenden Schachtanlagen arbeiteten und mehr über die Entstehung der Kohle und ihre Lagerung erfahren wollten, sondern an alle Einwohner: „In diesem Museum kann der Bergmann und der Fabrikarbeiter [...] an Hand von Werkzeugen, Modellen und Bildern, Angehörigen und Bekannten seine Tätigkeit tief unter der Erde oder hinter hohen Fabrikmauern erläutern.“²⁴ Aus dieser Perspektive heraus

grenzt er sein Museum auch von den traditionellen Heimatmuseen ab, die als „Sammelstätten von Raritäten“, allein für den Fachgelehrten von Bedeutung seien.²⁵

Dieser erweiterte Heimatbegriff schärft sich, wenn man ihn mit den konventionellen, etwa im Westfälischen Heimatbund vertretenen Auffassungen vergleicht. Dessen Rückgriff auf vormoderne und vorindustrielle Lebenswelten verband sich mit einer deutlichen Kritik an allem Neuen: „Ein Schauer faßt uns an, wenn wir daran gehen wollen, dieses Neue, das sich heute in Stadt und Land immer breiter macht, nach Form und Inhalt zu zergliedern.“²⁶ So hatte es vor allem eine der sogenannten Landschaften des Heimatbundes, die Landschaft Industriegebiet, besonders schwer, inmitten von Schornsteinen und wuchernden Siedlungen, gleich „Oasen in der Wüste“ die Reste alter „Heimatwerte“ zu pflegen.²⁷ Demgegenüber passte das Industriemuseum Heimateerde den traditionellen Heimatbegriff den Gegebenheiten der modernen Welt an, brachte die industrielle Gegenwart ins Museum. Die Schwäche einer stadtbürgerlichen Leitkultur, die Grunderfahrung von Heterogenität und Disproportionalität führten hier geradezu zu einer Neukonzeption des bürgerlichen Heimatbegriffs.²⁸

Doch boten die Städte des Ruhrgebiets hierfür höchst unterschiedliche Voraussetzungen. Es lohnt deshalb ein vergleichender Blick auf andere Städte und ihre Museen. Denn im Gegensatz zu Gelsenkirchen, das als junge Stadt seine Entstehung allein den Kohlefunden verdankte, verfügten weit ältere Städte wie Dortmund, Duisburg oder Essen über eine alteingesessene, bildungsaffine und mäzenatisch tätige Bürgerschaft, die sich innerhalb historischer Vereine organisierte und sich dabei vor allem für Themen wie Geschichte, bildende Kunst, Archäologie aber auch Naturkunde engagierte.²⁹ Sie sorgte dafür, dass das Museum als bürgerliche Institution des 19. Jahrhunderts und damit verbundene Bildungsangebote sich auch in der industriellen Umgebung des Ruhrgebiets etablieren konnten. Doch mit den wachsenden Städten und der sich wandelnden Bevölkerungsstruktur änderten sich die Anforderungen. Eine 1903 abgehaltene Tagung der Centralstelle für Arbeiter- und Wohlfahrtseinrichtungen stand unter dem Motto „Museen als Volksbildungsstätten“, wobei die teilnehmenden Museumsvertreter Möglichkeiten diskutierten, die Institution für breitere Bevölkerungsschichten zu öffnen. Die Gestaltung der Ausstellungen war hier ebenso ein Thema wie der Museumsbesuch als Teil des Schulunterrichts.³⁰

Doch trotz der Öffnung hin zu neuen Besuchergruppen blieben die meisten Museen einem traditionellen Themenkanon verpflichtet. Das industrielle Umfeld, die Gegenwart industrieller Arbeit und sozialer Probleme änderte daran wenig, ganz im Gegenteil: Das 1905 erweiterte Dortmunder Museum für Kunst und Gewerbe präsentierte in 21 Räumen Kunstgewerbe, Möbel, Münzen, Urkunden, Waffen, Rüstungen, bäuerliche Kunst und kirchliche Altertümer ohne im mindesten auf die Gegenwart der Industriestadt einzugehen.³¹ Anders hingegen in Duisburg-Hamborn, wo die 1921 gegründete Gesellschaft für Niederrheinische Vorgeschichtsforschung ihre Sammlung für das 1929 eröffnete städtische Heimatmuseum zur Verfügung stellte. Im Kontext seiner historischen und kulturgeschichtlichen Bestände zeigte es eine kleine Ausstellung zu Industrie und Bergbau, in der fast ausschließlich Bilder und Werkzeuge der Unternehmen von August Thyssen zu sehen waren. Demgegenüber scheiterte, mangels finanzieller und personeller Unterstützung, 1926 der Plan, in Duisburg anlässlich einer gro-

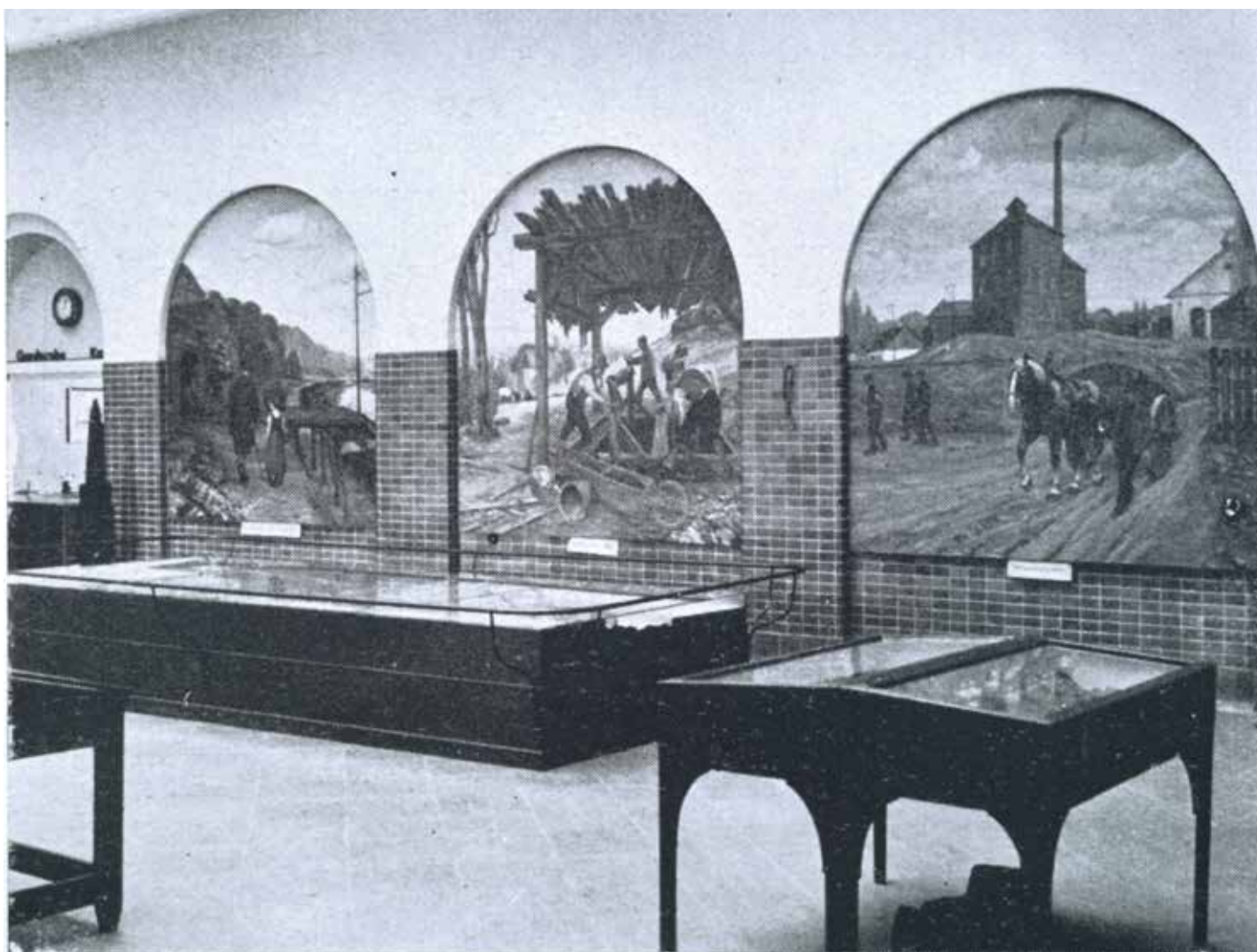


Abb. 3: Historischer Bergbau im Ruhrlandmuseum. (Quelle: Broschüre zum Haus der Technik 1936, DBM/montan.dok 112/1766)

ßen Niederrheinischen Schifffahrtsausstellung ein Museum über den für die Stadt so bedeutenden Gewerbe- und Industriezweig einzurichten.³²

In Essen entstand jedoch in den frühen 1930er Jahren mit dem Ruhrlandmuseum ein Museumskonzept, das wie in Gelsenkirchen die Montanindustrie ins Zentrum rückte.³³ Die Idee hierzu datiert bereits in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Stand der 1880 gegründete Historische Verein Essen mit seiner Sammlung von Kunst und Kunsthandwerk, Arbeitsgeräten und Alltagsgegenständen, archäologischen und naturkundlichen Funden noch ganz in der Tradition bürgerlicher Museumskultur, so entstand bereits kurz nach der Gründung des Stadtmuseums 1904 der Wunsch, die wachsende Bedeutung der Industrie mitauszustellen. Der damalige Oberbürgermeister Wilhelm Holle schlug vor, den Schwerpunkt des Museums auf die stadtprägende Kohle- und Stahlindustrie zu legen. Es müsse, so Holle, „immer enger den Bedürfnissen und Interessen der hiesigen Einwohnerschaft angepasst werden“.³⁴

Die Leitung des Museums übernahm 1910 der Geologe Ernst Kahrs, der über die folgenden Jahrzehnte dessen Sammlungen und Ausstellungen nachhaltig prägen sollte. Mit der Neuordnung nach dem Ersten Weltkrieg wurde er 1920 Direktor eines

neuen Museums für Heimat- und Naturkunde, nachdem man die kultur- und ortsgeschichtlichen Sammlungen unter der Regie des Historischen Vereins Essen zuvor dem Essener Kunstmuseum angegliedert hatte. Die ständig wachsenden Sammlungen machten 1927 einen Umzug in das ehemalige Krupp-Ledigenheim am Westbahnhof notwendig, wo in der folgenden Zeit die neue Ausstellung des ab 1934 so bezeichneten Ruhrlandmuseums entstand. Auf ca. 6.000 Quadratmetern und drei Stockwerken präsentierte sich eine umfassende Ausstellung, die neben dem Hüttenwesen auch den Kohlenbergbau berücksichtigte. Die Industrie erschien hier, wie auch in Gelsenkirchen, vom Karbon über die Eiszeit bis hin zu den ersten Siedlungen des Menschen in der langen Dauer der geologischen Formationen und Epochen. Die Ausstellung verband naturkundliche Funde mit Objekten aus der Vor- und Frühgeschichte bis hin zu den Artefakten und Modellen der industriellen Gegenwart. Doch nur vier Jahre nach Eröffnung fanden Kahrs Bemühungen um eine zeitgemäße museale Darstellung von Bergbau und Industrie ein abruptes Ende. Im Mai 1939 wurde, da die Räume von Krupp anderweitig benötigt wurden, die Ausstellung geschlossen. Ein großer Teil der eingelagerten Sammlungen ging im Zweiten Weltkrieg unter.

Industriekultur

Die Aufwertung der Industrie als zentraler Faktor einer auf die Region bezogenen Identität war aber nicht allein Sache der Museen. Die Eröffnung des Industriemuseums Heimaterde fällt in eine Zeit, in der die Frage nach den Besonderheiten des Ruhrgebiets und seiner Bevölkerung von verschiedenen Seiten her diskutiert wurde. So hatten sich Schriftsteller noch vor dem Ersten Weltkrieg in ihren Texten mit der Erfahrung von Industriearbeit und den Lebensbedingungen der Einwohner in den Industriestädten auseinandergesetzt. Reiseberichte, Essays und zahlreiche Anthologien stellten das Thema einem breiten Publikum vor, so etwa im Umfeld der Gruppe „Werkleute auf Haus Nyland“, die sich Anfang 1912 zusammenfand und die mit ihrer Industriedichtung bewusst die Eindrücke des Industriezeitalters aufnahm.³⁵

Speziell für das Ruhrgebiet ging es dabei um eine Beschäftigung mit einem bäuerlich-volkstümlich geprägten Heimatbegriff, den man von seinen westfälischen Wurzeln her auf das Industrieviertel zu übertragen suchte: „Heimat musste auch mitten im Revier möglich sein, und zwar nicht gegen die Industrie, sondern mit ihr.“³⁶ Ein Schlaglicht auf dieses spannungsreiche Verhältnis wirft hierbei auf dem Westfälischen Philologentag 1911 in Gelsenkirchen Theodor Kummer mit seinem Festvortrag „Poesie im Industriezeitalter“. Kummer, Lehrer am Schalker Gymnasium, reagierte mit ihm u.a. auf die industriekritischen Töne in den Gedichten seines Schülers Philipp Witkop, der in einem von ihnen, „Meine Heimat“, den Rauch und den Qualm seiner Heimatstadt zu Metaphern einer lebensfeindlichen Industrielandschaft gestaltet hatte. Demgegenüber stellte Kummer in seinem Vortrag Beispiele vor, in denen er die Erfahrung mit der industriellen Lebenswelt mit einer traditionellen Heimatliebe zu harmonisieren versuchte.³⁷

Auch nach dem Ersten Weltkrieg dauerten die Versuche an, die Eigenart der Industriestädte genauer zu benennen und von hier aus zu einer eigenen Identität zu gelangen. In einem Aufsatz unter dem Titel „Die kulturellen Einrichtungen und Bestrebungen Gelsenkirchens“ fragte der Gelsenkirchener Stadtschulrat Heinrich Winkel 1927 nach den Voraussetzungen, an die das Kulturleben in der jungen Industriestadt anknüpfen konnte. Das von ihm konstatierte Fehlen jeder Tradition auf kulturellem Gebiet hing seiner Ansicht nach mit der großen Zahl an Zuwanderern zusammen, die über die letzten Jahrzehnte hinweg die Zusammensetzung der Stadtbevölkerung grundlegend verändert hätten und denen gegenüber die Bedeutung der alteingesessenen Bevölkerung verschwunden sei.³⁸ Doch das Fehlen etwa einer bürgerlich geprägten Elitenkultur mit ihren Theatern und Museen begriff er durchaus als Möglichkeit, Neues zu schaffen. Winkel hatte dabei eine der modernen Industrie entsprechende Kultur im Sinn, eine Kultur, die nicht wie so oft im Gegensatz zur Industrialisierung stand, sondern sie geradezu affirmierte. „Die bis dahin kaum beachteten Bestrebungen zur wissenschaftlichen Erforschung der eigengearteten Grundlagen und Erscheinungen der Industriekultur“, so Winkel, „bekamen jetzt aktuelle Bedeutung für die an der Gestaltung des Lebens in der Industriestadt maßgebend tätigen Kreise“.³⁹ Ziel dieser Kulturpolitik war es, „die Heimatlosigkeit der Industriebevölkerung zu überwinden und alle ihre Schichten durch ein tiefes Heimatgefühl sich zu verbinden“.⁴⁰

Bei seinen Überlegungen bezog sich Winkel ausdrücklich auf Wilhelm Brepohl, der bereits seit den frühen 1920er Jahren verschiedene Aufsätze zum Thema veröffentlicht hatte. Angesichts

einer fragmentierten, durch Zuwanderung geprägten Ruhrgebietsgesellschaft grenzte Brepohl sich bewusst von einem traditionellen Heimatbegriff ab und versuchte, die das Ruhrgebiet prägenden Kräfte zu benennen. Dabei konstruierte er zunächst einen einheitlichen Kulturraum, der sich durch Heroisierung des Arbeiters und einer Ästhetisierung der Industrielandschaft auszeichnete. Insbesondere bei der Verwendung des Begriffs der Industriekultur berührten sich seine Vorstellungen mit denen Idelbergers und seines Industriemuseums, erschien doch bei beiden die Industrie als prägender, identitätsbegründender Faktor.

Brepohl, in Gelsenkirchen geboren, trat nach dem Studium der Literaturwissenschaft und nachfolgender Promotion 1923 die Stelle eines Redakteurs bei der Gelsenkirchener Zeitung an und war ab 1933 deren Chefredakteur.⁴¹ Bereits Anfang der 1920er Jahre hatte er sich, als Autodidakt und ohne wissenschaftliche Qualifikationen, der Volkskunde des Ruhrgebiets zugewandt. Sein Ziel war es, die traditionelle Heimatgeschichtsschreibung durch eine industrielle Volkskunde zu ersetzen. Doch traten bei ihm an die Stelle von kulturgeschichtlichen und sozialen bald biologistische und rassistische Deutungsmuster. Seit 1933 Mitglied der NSDAP, gelang ihm 1935 in Münster beim Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde die Gründung einer „Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet“.⁴²

Den von Winkel zitierten Aufsatz hatte Brepohl 1922 in einem von ihm bearbeiteten Buch unter dem Titel „Gelsenkirchen, die Stadt und ihre Lebensgesetze“ veröffentlicht.⁴³ In diesem Beitrag plädierte er für ein Verständnis für das „schwere, sonnenarme und rauhe Leben des Industriemenschen“, für eine Industrie als „Lebensform“, die mit bürgerlich romantischen Vorstellungen überhaupt nichts gemein habe.⁴⁴ Er charakterisierte auf diese Weise einen wesentlich vom Einfluss der Industrie geprägten Menschentypus, für den eine spezifische, von Brepohl als Industriekultur bezeichnete Lebensform bezeichnend sei.⁴⁵ Doch ging es dabei nicht um eine nüchterne Beschreibung von Alltag und Arbeit im Industriebezirk. Ganz im Gegenteil verwies Brepohl auf eine neuartige Ästhetik der Industrie, die sich in ihrer Hässlichkeit von den gewohnten Kategorien des Schönen deutlich abhebe.

„Wer sich von seiner Bildung frei machen kann oder wenigstens weiß, daß Reinlichkeit und die Abneigung gegen Staub und Ruß sehr berechtigte Forderungen, doch für die Kunst gleichgültig sind [...] der wird oft genug überrascht sein über die Schönheit des Häßlichen, über den graublauen Ton in der Tiefe der Straßen, aus der traumhaft ein Kirchturm aufsteigt, wie über den Glanz ernster Augen, die ihn plötzlich anblicken aus einem bartlosen, faltigen, von Schweiß und Gluten gegerbten Gesicht.“⁴⁶

Von dieser Ästhetisierung der Industriestadt war es für Brepohl nur noch ein kleiner Schritt hin zu einer Heroisierung industrieller Arbeit. So stellte er den realistischen Darstellungen des Proletariats von Käthe Kollwitz die Bergarbeiterdarstellungen Constantin Meuniers gegenüber: „harte Fäuste, muskulöse Arme, die selbst in der Ruhe die gewaltige Arbeitsfähigkeit verstrahlen. So sind die Gestalten Meuniers.“⁴⁷ An anderer Stelle sprach er gar von einem mit der Industriearbeit verbundenen „faustlichen Lebensgefühl“, aus dem heraus der Mensch seine Lebenswelt grundlegend umgestalte.⁴⁸

In diesen allgemeinen, durchaus auch den Kitsch streifenden ästhetisch-heroischen Betrachtungen kamen ihm die arbeitenden Menschen, die Bewohner vor Ort, kaum selbst in den Blick. Denn statt einer konkreten Auseinandersetzung mit Alltag und Arbeit ging es ihm vielmehr um eine diffuse Rückbesinnung auf

Heimat und Tradition, als eines Mittels, die negativen Auswirkungen der Industrialisierung zu mildern. Den Versuch, auf politischem Wege, über Lohnkämpfe und Streiks, die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu verbessern, hielt er daher unter den Bezeichnungen „Schlagwortsozialismus“ und „Radikalismus“ für eine Fehlentwicklung. Vor allem aber sah er angesichts der massiven Zuwanderungen in die Industriebezirke eine von außen kommende Bedrohung, die zu einem Verlust von Traditionen und zu einer Entwurzelung des Industriemenschen geführt habe.⁴⁹ Damit wies er der Industriekultur als einer Art Korrektiv die Rolle einer „bodenständigen und heimatbegründenden Kraft“ zu, die von innen heraus Traditionen und Identitäten in der Region begründen sollte.⁵⁰

Doch was letztlich unter dieser Industriekultur genau zu verstehen war, darüber ließ Brepohl den Leser im Unklaren. Ins Feld führte er biologistische Begriffe wie „Lebenswille“ und „Daseinsrecht“, die er dazu heranzog, eine industriell geprägte Kultur von früheren, „nichtindustriellen Lebensformen“ abzugrenzen.⁵¹ Dass ihm diese Deutungsmuster zugleich als Ersatz für einen negativ konnotierten romantischen Heimatbegriff dienten, machte er an anderer Stelle deutlich. So schlug er 1926 in einem Aufsatz zur „Heimatkunde im Ruhrgebiet“ stattdessen den Begriff des Lebensraums vor, als eines klar begrenzten Raumes, in dem die Bewohner unter gleichen Bedingungen leben. Eine dieser Bedingungen war für ihn das Vorkommen der Kohle: „Die Kohle selbst aber ist die Seele der ganzen Entwicklung des Ruhrgebiets; erst und nur durch sie konnte dieser Riesenorganismus entstehen.“⁵² Auf sie bauten dann viele der folgenden technischen Entwicklungen und Innovationen wie Dampfmaschine und Lokomotive auf. Eine von ihm so bezeichnete „organische Heimatkunde“ musste daher sowohl eine Geschichte der Technik wie auch die Beteiligung des sie gestaltenden und nutzenden Menschen, etwa großer Unternehmer, berücksichtigen.⁵³

Bei dieser Konstruktion eines spezifisch industriell geprägten Lebensraumes ging es ihm konsequenterweise um eine Abgrenzung nach außen und eine Beschreibung von Einflüssen, die eine vermeintlich natürlich gewachsene Industriekultur in Frage stellten. So waren nach seiner Auffassung etwa die polnischen Arbeiter, die mit ihren Angehörigen nur Polnisch sprachen, ein Hemmnis für die sprachliche Entwicklung deutscher Kinder, indem „hier und da ein polnisches Wort in die deutsche Sprache mit hinübergeht“ und zu einem Schwund grammatischer Formen führe.⁵⁴ Von hier aus war es dann nur noch ein kleiner Schritt zu offenen rassistischen Anschauungen, indem er das Ruhrgebiet als einen „für die Rassekundler großen Katalog für alle Arten geistiger und blutlicher Rassenmischung“ bezeichnete und damit die Heimatkunde der Region zu einer „Lebenskunde“ umdeutete.⁵⁵ Waren für Brepohl in den 1920er Jahren die neue industriell geprägte Welt und die aus ihr abgeleitete Industriekultur noch der dominierende Faktor hin zu einer eigenen Ruhrgebietsidentität, so rückten für ihn Anfang der 1930er Jahre die Migrationsbewegungen in den Vordergrund. Damit nahm Brepohl seine anfängliche Ästhetisierung und Heroisierung der Industrie zurück und setzte als identitäres Konzept auf eine Volkskunde, die sich auf die Suche nach dem vermeintlich „unvermischten“ Volk begab. Gegen eine Bewunderung der Technik und wirtschaftlicher Leistungen stellte er im nationalsozialistischen Duktus die „Notwendigkeit eines menschlich echten Volkstums“, das von Maschinen und industrieller Arbeit unabhängig zu betrachten sei.⁵⁶ Damit entwarf Brepohl ein Szenario, in dem die für das Ruhrgebiet prägenden Faktoren wie Migration, urbanes Leben, Vielfalt und In-

dustrie nicht mehr, wie etwa bei Winkel, als etwas Neues und für das Industrieviertel Eigentümliches begriffen wurden, sondern vielmehr als Bedrohung. Eine gleichmachende und „Leben tötende Allerwelts-Großstadtkultur“ ersetzte das von ihm so bezeichnete Volkstum in „Sprache, Sitte, Brauch oder Religionsform“.⁵⁷ Was er zunächst als einen Raum in Bewegung und mit seinen vielfältigen kulturellen Einflüssen im durchaus modernen Sinne als *melting pot* beschrieb, diente ihm bald als negative Folie für ein konservatives Lebensraum-Konzept, in dem er mit Begriffen wie „Rasse“ und „Volkstum“ operierte. So beschrieb er die Nordwanderung von Bergbau und Industrie als einen zweiten, die Migrationsbewegungen ergänzenden Vorgang: „Die Walze rückt langsam vor, und drückt da, wo sie gerade ihren Schwerpunkt hat, das alte Leben des Volkstums nieder.“⁵⁸

Doch war sich Brepohl des Widerspruchs zwischen den von ihm negativ konnotierten Migrationsbewegungen einerseits und eines von ihm postulierten einheitlichen Ruhrvolks andererseits durchaus bewusst. Er versuchte, ihn mit Blick auf zukünftige Entwicklungen unter dem Begriff eines „Ruhrvolkstums im Werden“ aufzulösen.⁵⁹ Durchaus anschaulich benannte er, neben den Migrationen von außen, die nach wie vor wirksamen Gegensätze wie etwa das Nebeneinander von Landwirtschaft und neuen Industrien, das Aufeinandertreffen neuer und alter Siedlungs- und Wohnformen, von Festkulturen, von Kleidung oder Sprache.⁶⁰ So entstand nach seiner Vorstellung mit dem Ruhrgebiet perspektivisch ein neuer Menschentypus, der sich aus den besonderen Bedingungen der Industriearbeit herleiten ließ und die etwa lokal auf bestimmte Städte und Regionen bezogenen vorindustriellen Identitäten ablöste.⁶¹

Brepohls in die Zukunft verlegtes Ruhrvolk im Werden lässt sich damit als ein Kern biologistisch und rassistisch begründetes Identitätskonzept begreifen, das, anknüpfend an einen traditionellen Heimatbegriff, die industrielle Gegenwart der Ruhrgebietsstädte und ihre kulturelle Vielfalt als ein Durchgangsstadium auffasste. Aus dieser Perspektive war das Gelsenkirchener Industriemuseum gewissermaßen ein Gegenentwurf dazu. Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, beruhte sein Konzept wesentlich auf einer Verschmelzung von Industrie und Naturraum, das sich als räumliches Identitätskonzept ganz wesentlich von Brepohls völkisch motiviertem Ansatz unterschied.

Industrielandschaften

Denn was Brepohl unter den Begriffen Volkstum und Ruhrvolk zu vereinheitlichen versuchte, mündete bei Idelberger in die Beschreibung einer neuartigen Industrielandschaft, der er aus naturkundlicher Perspektive nahezukommen versuchte, ohne dabei wie jener biologistischen und rassistischen Deutungsmustern zu verfallen. So wurden auch für ihn die Bodenschätze der Region, allen voran die Kohle, zu raum- und kulturprägenden Faktoren. Diese für Idelberger zentrale Wechselwirkung von natürlichen Gegebenheiten und Industrie soll im Folgenden näher beschrieben und dabei auf zeitgenössische Museumskonzepte als Vergleichsfolie bezogen werden.

Charakteristisch für das Gelsenkirchener Industriemuseum war, ähnlich wie im Essener Ruhrlandmuseum, die Zusammenschau von Geologie, Natur und Industrie. Anders als in der konventionellen historischen Erzählung der Heimatmuseen waren hier die industriellen Kernbereiche wie Kohlenbergbau und Hüttenwesen langen geologischen Zeiträumen zugeordnet als Voraus-

setzung für die Entstehung der Kohle und anderer Rohstoffe, die wiederum den Ausgangspunkt jeder weiteren industriellen Tätigkeit bilden. Über dieses naturhistorisch fundierte Erzählmuster ließen sich mit Blick auf eine Region, in der Städte und Betriebe planlos über die Agrarlandschaft wucherten und der Kontrast zwischen „landschaftszerstörender Industrie und ‚heiler Natur‘ stark hervortrat“,⁶² Gegensätze miteinander versöhnen. In dieser Rückbindung der Industrie an Geologie und Naturlandschaft konstituierte das Ruhrgebiet sich als ein zusammenhängender Raum, als eine Industrielandschaft, in der sich konkrete Erfahrungen mit Erinnerungen und Wunschbildern verbanden.⁶³ Von wo, so ist also zu fragen, lässt sich dieses Erzählmuster herleiten und auf welche Weise wurde es in Ausstellungen umgesetzt? In den frühen musealen Darstellungen des Bergbaus im Deutschen Museum und im Bergbau-Museum spielte die Darstellung geologischer Zusammenhänge bei der Entstehung der Kohle kaum eine Rolle. Allerdings fand sich in München ein Überblick über die geologischen Verhältnisse der Erde, der, wissenschaftshistorisch orientiert, die Erforschung geologischer Phänomene wie Vulkanismus, Tektonik und die Entstehung des Lebens aufzeigte. Der Überblick, darunter ein dreiteiliges Gemälde, betitelt als „Die Entstehung der Steinkohle“, endete genau dort, wo der Mensch mit Hilfe der von ihm gebrauchten Werkzeuge und hochentwickelter technischer Systeme die Natur grundlegend veränderte und sich seine eigene Umwelt schuf.⁶⁴ Ganz dem durch Technik fundierten Fortschrittsgedanken verpflichtet, bildete der erdgeschichtliche Prolog damit einen suggestiven Einstieg in die nachfolgenden Abteilungen, darunter auch den historischen Bergbau.

Noch deutlicher hatte man bei der Darstellung des Bergbaus in Bochum darauf geachtet, die Geologie von der historischen Darstellung der Technik zu trennen. Das hing zunächst einmal damit zusammen, dass die geologischen Sammlungen zum Zeitpunkt der Gründung ein wichtiger Bestandteil der Forschungsabteilung der Westfälischen Berggewerkschaftskasse waren und im Rahmen eines Museums für die interessierte Öffentlichkeit weiterhin zugänglich blieben. Auch war nach Einschätzung des damaligen Direktors Heinrich Winkelmann eine Unterbringung im neuen Museum allein schon wegen des Raum Mangels kaum möglich.⁶⁵ Doch gab es darüber hinaus vor allem konzeptionell begründete Einwände. So wandte sich Winkelmann 1941 ausdrücklich gegen eine Darstellung geologischer Zusammenhänge, weil es nicht die Aufgabe des Museums sei, „sich mit der Geologie oder Mineralogie einer Lagerstätte auseinanderzusetzen.“ Und er fährt fort: „Das Arbeitsgebiet des Museums beginnt mit dem Augenblick, in dem der Mensch sich daranmacht, ein Mineral für irgendeinen Zweck zu gewinnen.“⁶⁶ Noch Ende der 1950er Jahre lehnte man in Bochum den Plan zur Einrichtung eines geologischen Museums im Museumsgebäude mit der Begründung ab, dass hierdurch „der organische Zusammenhang des Museums gestört“ werde. „Das Nebeneinander“, so hieß es in der Stellungnahme eines damaligen Mitarbeiters, „zweier völlig verschiedener Stoffgebiete führt nach allen musealen Erfahrungen zwangsläufig zur Meidung eines Teils durch die Besucher, die zumeist nicht in der Lage oder nicht willens sind, in so schnellem Wechsel so verschiedenartige Materien aufzunehmen.“⁶⁷ Erst ab 1975 kam es zur Überführung der Bestände aus den Räumen der Berggewerkschaftskasse ins gegenüberliegende Bergbau-Museum, die fünf Jahre später in der neu eröffneten Abteilung Mineralogie, Geologie und Lagerstätten zu sehen waren.⁶⁸

Die Gründe für eine solche strikte Trennung zwischen Natur und naturerobernden Artefakten lassen sich dabei bis in das 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Mit der Auflösung der frühneuzeitlichen Kunst- und Wunderkammern um 1800 fanden die beschreibende Naturkunde und die Kulturgeschichte ihre jeweils eigenen getrennten Präsentationsformen. Dem Naturkundemuseum und seiner zumeist systematisch begründeten Darstellung der Geologie sowie der Tier- und Pflanzenwelt standen mit dem kunsthistorischen, dem kulturhistorischen oder dem Kunstgewerbemuseum neue, repräsentative Museumstypen gegenüber.⁶⁹ Sie boten bald auch Raum für die Geschichte von Technik und Industrie, wie etwa im um die Mitte des Jahrhunderts gegründeten Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, in dessen Räumen bedeutende handwerklich-technische Artefakte, etwa aus der Uhrenindustrie, ihren Platz fanden. Doch erst am Ende des Jahrhunderts entstand mit dem technikhistorischen Museum ein weiterer spezialisierter Museumstyp.⁷⁰

Vor diesem Hintergrund erscheint, jenseits einer allein auf den Menschen und seiner handwerklich-industriellen Tätigkeit basierenden Erzählung, die Zusammenführung von Geologie und Technik, von Naturlandschaft und Industrie als durchaus neu. Beispiele hierfür sind die Museen in Gelsenkirchen und Essen. Die andersartige Konzeption beider Museen lässt sich zunächst auf das berufliche Profil der Museumsleiter zurückführen. So hatten Idelberger als Lehrer und Kahrs als Geologe starke naturkundlich-geologische Interessen, was sie von den Gründern technikhistorischer Sammlungen, die als Ingenieure oder Bergleute mit den neuen Museen eine Aufwertung ihres Berufsstandes und die Integration von Technik und Wissenschaft in den bürgerlichen Bildungs- und Wissenskanon anstrebten, grundsätzlich unterschied.⁷¹ Zum anderen ging es ihnen darum, unter Bezug auf eine bestimmte Stadt oder Region, die Vielfalt naturkundlicher Zusammenhänge zu beschreiben. Mit diesem im Kern landschaftlich orientierten Konzept standen sie, so könnte man sagen, in einer Reihe mit den wenig spezialisierten Heimatmuseen, die neben Kunst, Kunstgewerbe und Handwerk immer auch den Blick auf den Boden mit seinen Schätzen richteten und dabei sowohl archäologischen wie paläontologische Funden einen prominenten Platz einräumten. Auf diese Weise geriet mit der Kohle der eigentliche Gegenstand bergbaulichen Interesses ebenso in den Blick wie die Techniken ihrer industriellen Gewinnung und Verarbeitung.

Blickt man zunächst auf das Ruhrlandmuseum und vormalige Essener Museum für Heimat- und Naturkunde, so ist dieser stark naturkundliche Zuschnitt deutlich zu erkennen.⁷² Es waren nicht nur bedeutende Schenkungen und Ankäufe, mit denen Kahrs die geologisch-naturwissenschaftliche Sammlung erweiterte, sondern paradoxerweise auch die durch die Industrialisierung hervorgerufenen Eingriffe in die Landschaft, etwa Bergwerke und Baugruben, die Geologen und Naturforschern neue Fundorte erschlossen. Ein Beispiel hierfür sind etwa die große Conchyliensammlung des Gelsenkirchener Oberlehrers Ulrich Steusloff, der an der Baustelle des Rhein-Herne Kanals fündig wurde oder die Bergung von Skeletten von Mammut und Rhinoceros beim Bau des Essener Hafens.⁷³

Eine direkte Verbindung zwischen der Entstehung von Rohstoffen und der daraus entstehenden Industrie fand sich in anderen Abteilungen. Als sich Kahrs mit seinem Museum 1933 an Grabungen eisenzeitlicher Verhüttungsplätze im Siegerland beteiligte, bildeten die dortigen Funde die Grundlage für die Darstellung der Eisenindustrie im Ruhrgebiet. 1934 folgten daran

anschließend die technikhistorische Abteilung mit den drei Abschnitten Kohle, Eisen – hier mit einem im Siegerland ausgegrabenen Rennofen – und Wasserwirtschaft.⁷⁴ Prunkstück der Ausstellung war ab 1939 ein großes Diorama, das den Besuchern den Anblick eines Waldes zur Zeit des Karbons erlaubte und damit eine Brücke von der Entstehung der Kohle bis hin zu ihrer industriellen Nutzung schlug.⁷⁵

Diese wechselweise Beeinflussung von Natur und Industrie war auch das Thema von Idelbergers Industriemuseum. Auch er profitierte von den zahlreichen Bodenfunden im Industrieviertel, die ab 1926 Eingang in die neugegründete geologische Sammlung fanden. Deren Bestände vermehrten sich rasch, als, so Idelberger, „Schülerinnen, namentlich Töchter von Steigern, Abdrücke, Kluftausfüllungen usw.“ herbeischleppten und eine über fast drei Jahrzehnte aus Gelsenkirchener Zechen zusammengetragene Sammlung eines Steigers ans Museum gelangte.⁷⁶ Das 1929 eröffnete Industriemuseum stellte daher zunächst die geologischen Verhältnisse und die Entstehung des Kohlengebirges in den Mittelpunkt. So begegnete dem Besucher im ersten Raum eine Darstellung über das „Werden der Steinkohle und der Steinkohlenbergbau“ mit dem Bild eines Steinkohlenwaldes, verschiedenen Kohlearten, Pflanzenfossilien aus dem Karbon und Profilen, die die Lagerung der Kohlen verdeutlichten. Im zweiten Raum traf er auf eine Darstellung der nachfolgenden geologischen Epochen und der die Kohle überlagernden Sandsteinformationen. Die dritte Abteilung war der eiszeitlichen Landschaft gewidmet und enthielt insbesondere Funde, die während der Bautätigkeiten etwa an Kanälen und Industrieanlagen ans Licht gekommen waren, darunter Knochen und prähistorische Urnen.⁷⁷ Die geologische Sammlung bildete somit den zentralen Bezugspunkt für die Darstellung der Industrie und das Schaubergwerk. Bevor der Besucher letzteres betrat, hatte er die Möglichkeit, sich in den darüber liegenden Ausstellungen über die Erdgeschichte und die Entstehung der Kohle im Karbon zu informieren, Voraussetzung für die Ausbeute im Industriezeitalter.

Zugleich standen Idelberger und Kahrs mit ihren Sammlungs- und Ausstellungsaktivitäten nicht zuletzt in der Tradition lokaler naturgeschichtlicher Vereine und dem damit verbundenen Interesse an Natur und Geologie des Industriegebiets. Nachdem bereits zur Zeit der ersten Industrialisierungswelle in Dortmund 1864 ein Botanischer und 1887 ein Naturwissenschaftlicher Verein gegründet worden waren, fand sich in Essen 1918 eine Biologische Gesellschaft und ein Jahr später eine Geologische Gesellschaft für das rheinisch-westfälische Industrieviertel zusammen.⁷⁸ Im Umfeld dieser Vereinsaktivitäten entstanden zahlreiche Publikationen, wie etwa Heinrich Francks „Flora der näheren Umgebung der Stadt Dortmund“ von 1890 oder Hans Höppners „Flora des Westfälisch-Rheinischen Industriegebietes unter Einschluss der Rheinischen Bucht“ von 1926. In der Reihe „Wissenschaftliche Heimatbücher für den Westfälisch-Rheinischen Industriebezirk“ erschienen 1925 Adolf und Fritz Frankes „Geologisches Heimat- und Wanderbuch für den östlichen Industriebezirk“ und 1929 das Buch „Der westfälisch-rheinische Steinkohlenwald und seine Kohlen“ des Berliner Paläobotanikers Walther Gothan.

Im Jahr der Museumsgründung publizierte auch Idelberger zusammen mit Wilhelm Niemann unter dem Titel „Schaudichum! Heimatkundlicher Wanderführer auf geologischer und naturwissenschaftlicher Grundlage für Gelsenkirchen und nähere Umgebung“ einen eigenen Beitrag zur Naturkunde des Ruhrgebiets. Doch anders etwa als Gustav Koeppers 1899 veröffentlichter Reisebericht „In Plutos Reich. Wanderungen durch



Abb. 4: Wilhelm Idelberger: Schaudichum: Bergbau und Industrie. Heimatkundliche Lese- und Arbeitsbogen für die Schulen der Stadt Gelsenkirchen, ca. 1948.

Schacht und Hütte“, der sich allein auf die technisch-industriellen Errungenschaften konzentrierte⁷⁹, beruhte „Schaudichum“ auf der Beschreibung der lokalen Industrie und der aufmerksamen Erkundung der Natur aus nächster Nähe, verbunden mit naturkundlicher Unterweisung. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte der Bremer Pädagoge Fritz Gansberg 1907 in seinen „Streifzügen durch die Welt der Großstadtkinder“ die moderne industriell geprägte Stadt aus heimatkundlicher Perspektive beschrieben.⁸⁰

Auch Idelberger und Niemann ging es darum, ein populäres Erzählmuster zu entwickeln, dass unter dem Leitbegriff der Heimat eine Aufwertung der Industriestadt ermöglichte. Doch darüber hinaus hatten sie auch konkret die Identifikation der Bewohner mit ihrer Stadt im Blick: „Schaudichum nannten wir unseren heimatkundlichen Wanderführer, weil wir meinen, daß durch aufmerksame Umschau die Bewohner Gelsenkirchens zu Bürgern dieser Stadt werden.“⁸¹ Ähnlich dem Besucher des Museums, der in den Ausstellungen die Objekte in den Vitrinen bewunderte und in das Schaubergwerk hinabstieg, konnte der Wanderer die industriegeprägten Landschaften wie in einer riesigen Freiluftausstellung durchschreiten. Dahinter stand letztlich auch ein didaktisches Konzept des Pädagogen Idelberger, der unter dem Titel Schaudichum auch eine Reihe von Unter-

richtsmaterialien herausgab, darunter auch ein Heft zu Bergbau und Industrie.

Dem seinerzeitigen Leser begegneten zunächst Beschreibungen von erhöhter Perspektive aus, in denen sich die alte vorindustriell-agrarisch geprägte Landschaft mit den industriellen Bauten der Gegenwart zu einer Industrielandschaft verband. Vom im Süden gelegenen Mechtenberg, einer natürlichen Erhebung, zeigten sich inmitten von Schachtanlagen, Fabrikgebäuden, Hochöfen und Gasometern die vielen Bauernhöfe mit ihren „wogenden Getreidefeldern“.⁸² Letztere wirkten darin wie „Idyllen aus alten Zeiten“, die man erst bei näherem Hinsehen erkennen konnte, etwa dann, wenn sie wie Haus Leythe oder Westerholt zwischen umfangreichen alten Baumbeständen verborgen waren.⁸³ Was die Landschaft jedoch dominierte, war die Industrie, die sich zuweilen, aus dem Rundumblick der Höhe, als ein einheitliches und, trotz aller Düsternis, erhabenes Panorama präsentierte. So im Blick auf Gelsenkirchen von Schloss Berge im Norden aus:

„Überall ragen kahle, schwarze Halden, eigenartige Fördertürme und hundert Riesenschlote empor. Schwarze Rauchfahnen flattern im Winde und breiten einen Schleier über das Bild. Am Abend leuchten viele tausend Lichter und hellrote Flammen der Koks- und Schmelzöfen sowie blutrote mancher Schlote zu uns empor. Es ist ein packendes Bild nimmer rastender Arbeit, eine rußige Schönheit!“⁸⁴

Diese Landschaftsbeschreibungen von der Höhe ergänzte eine Spurensuche im Detail, dem selbstgewählten Prinzip des genauen Hinschauens vor Ort entsprechend. In diesem Fall ging es vor allem um eine Beschreibung des geologischen Untergrundes, der durch Grabungen, Steinbrüche oder bergbauliche Aktivitäten immer wieder an die Oberfläche trat. So beschrieben die Autoren ausführlich geologische Aufschlüsse im südlichen Ruhrgebiet, die Lagerungsverhältnisse der Kohle in Mulden und Sätteln, die noch erkennbaren „Spuren des Kreidegebirges“ und das „Werden des Steinkohlengebirges“.⁸⁵ Sie suchten auch die Orte auf, die kurzzeitig einen Blick in einen Teil der lokalen Erdgeschichte ermöglichten, wie etwa bei der Ausbaggerung der Emscher, denn „wo heute das schwarze Wasser fließt, lagerten damals Massen von grauem Emschermergel, der durch seine Zusammensetzung verrät, daß einst das Meer die Gegend bedeckte“.⁸⁶

Abb. 5: Geologisches Profil in einer Ziegeleigrube. (Quelle: Franke/Franke 1925, Tafel 2)



Zugleich und immer wieder überraschend präsentierte sich die Umgegend Gelsenkirchens mit einer Fülle unterschiedlichster Pflanzen, die im populären Duktus beschreibender Naturkunde als Entdeckungen präsentiert wurden. So begegneten dem Wanderer vor den Absperrungen des Grimberger Hafens

„Hundskamille, Habichtskraut, der Gamander, ein Lippenblütler mit runzeligen Blättern, und eine Pflanze mit fast grasähnlichen Blättern, nach oben keulenförmig verdickten Blütenstiel mit einer gelben Korbblüte, deren Hüllkelch sich später schließt, so daß die grauen Flughaare der Samen bartähnlich herausragen, der Wiesen-Bocksbart, ein Verwandter der Garten-Schwarzwurzel.“⁸⁷

Diese populärwissenschaftlich aufbereiteten Naturschilderungen finden dort ihr Gegenstück, wo es um Beschreibungen von Industriebetrieben und technischer Anlagen geht. Der Wanderführer leugnet ihre zerstörerische Wirkung auf Menschen und Umwelt nicht, aber sie erscheinen eher als Nebenwirkungen, die in Kauf zu nehmen sind und dem Wanderer eher ein Ansporn sein sollten, unter dem Staub, Ruß und Abgasen die letzten „Schlupfwinkel zahlreicher Pflanzen und Tiere“ aufzuspüren.⁸⁸ Denn im Zentrum der Betrachtung stand der Nutzen der Industrie, die die natürlichen Ressourcen des Untergrundes abbaute, förderte und weiter verarbeitete. Was sich zeigte, war eine Nutzlandschaft, in der die Industrie die Jahrtausende alte Nutzung des Bodens durch die Landwirtschaft mit ihrem Graben in den Untergrund weiter fortsetzte. Neben den Zechenbetrieben waren überall Steinbrüche und Ziegeleien, Sand-, Kies und Mergelgruben zu sehen und auch der Umbau der Emscher zu einem Abwasserkanal stellte sich als notwendige Folge der Industrialisierung dar.⁸⁹ Unter diesem Aspekt betrachtet, bildete die Industrie keinen Kontrast zur Natur, sondern fügt sich, ganz im Dienste der Menschen, denen sie Beschäftigung und Auskommen sicherte, in sie ein. Umso mehr war es die Aufgabe, diesen Teil der Industrielandschaft in seinen komplexen Arbeitsvorgängen zu verstehen. So werden etwa die nahe von Zechen gelegenen Ziegeleien und Ringöfen in ihrer Arbeit, die Gaserzeugung und die Funktionsweise von Gasometern oder die Bedeutung der Kohlenchemie erläutert.⁹⁰

Mit ihrem kleinteiligen an der Heimatgeschichte orientierten Raumkonzept boten Idelberger und Niemann damit gewissermaßen eine Alternative zu den ausgreifenden Raum- und Infrastrukturplanungen der 1920er Jahre, in denen sich erstmals die Grenzen des heutigen Ruhrgebiets abzeichneten. Städteübergreifende Kooperationen wie der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk oder die Emschergenossenschaft versuchten in dieser Zeit die durch die Industrialisierung hervorgerufenen Umweltprobleme durch städteübergreifende Planungen zu bewältigen. Mit Bezeichnungen wie ‚Ruhrgebiet‘ oder ‚Ruhrland‘ entstand so ein neues Raumbewusstsein, das in seinem abstrakten, handlungs- und problemorientierten Zuschnitt als Grundlage für eine neue Form der Identitätsbildung dienen konnte.⁹¹ Demgegenüber wurzelten Idelberger und Niemann mit ihrer Zusammenschau von Naturlandschaft, Industrie und geologischem Untergrund in einem traditionellen Heimatbegriff, den sie für die industrielle Gegenwart neu zu deuten versuchten.

Darüber hinaus lässt sich Schaudichum in seinem regionalen, auf Gelsenkirchen bezogenen Zuschnitt gewissermaßen als Blaupause für das kurz darauf entstandene Industriemuseum Heimateerde lesen, das mit seinem Schaubergwerk und geologischen Sammlungen zwei zentrale Bereiche der damaligen Lebenswelt von Arbeitern und Stadtbewohnern abbildete. Erst der genaue

Blick auf beides, auf Natur und Industrie, ermöglichte es den Bewohnern Gelsenkirchens, ihre Stadt als Heimat wahrzunehmen und sich mit dieser Stadt zu identifizieren.

Fazit

Am Beispiel des Gelsenkirchener Industriemuseums Heimaterde war zu zeigen, wie sich ab den 1920er Jahren ein neues, an der industriellen Gegenwart und Lebenswelt orientiertes Identitätskonzept im Ruhrgebiet durchzusetzen begann. Dabei ging es zunächst einmal um eine Darstellung des Bergbaus und der damit verbundenen Arbeitswelt im Anschauungsbergwerk, das den Einwohnern Gelsenkirchens eine Möglichkeit bot, die ihnen zumeist verborgene Welt unter Tage in den Abmessungen eines Kellergeschosses zu erfahren. Die Darstellung des Bergbaus und seiner Techniken war auch Gegenstand neuer Museumsgründungen in München und Bochum, die jedoch anders als in Gelsenkirchen den Bergbau ohne jeden spezifisch regionalen Bezug zur Darstellung brachten. Mit dem aus der Heimat- und Volkskunde entwickelten Konzept eines Ruhrgebietsvolks lieferte Wilhelm Brepohl zeitgleich ein Konzept, das ebenfalls aus der gegenwärtigen industriellen Lebens- und Arbeitswelt eine ruhrgebietsspezifische Identität ableitete. Bezog sich Brepohl auf einen diffusen und letztlich biologistisch und rassistisch hergeleiteten Volksbegriff, so beruhte das Konzept des Museumsgründers Wilhelm Idelberger auf einer Zusammenschau von Industrie- und Naturlandschaft.

Heute hat sich unter postindustriellem Vorzeichen die Industrie als Narrativ für eine ruhrgebietsspezifische Identität fest etabliert. Dabei ist Idelbergers kleinteiliges, auf eine bestimmte Stadt und Region bezogenes Konzept durch einen übergreifenden Bezug auf eine Gesamtregion ersetzt worden. Dem widerspricht die Eröffnung ehemaliger Industriestandorte als Industriemuseen nur scheinbar. Denn deren lokaler Bezug ist, wie etwa im Netzwerk der seit den 1980er Jahren eröffneten RVR- und LWL-Industriemuseen mit ihren Zentren in Oberhausen und Dortmund, immer rückgebunden an eine allgemeine Geschichte der Industrie, die in den Städten und Standorten des Ruhrgebiets seit dem 19. Jahrhundert ihren Schwerpunkt fand. Hingegen hat das landschaftliche und heimatkundlich verwurzelte Identitätskonzept Idelbergers, der in seinem Museum die moderne Industrie mit einem traditionellen Heimatbegriff zu verbinden suchte, ähnlich wie seine Verschmelzung von Industrie und Natur kaum überlebt.⁹² Der Rückgang der Industrie hat vielmehr, etwa in Roland Günters „Besichtigung unseres Zeitalters“, eine Suche nach den Resten von Bergbau und Industrie in Gang gesetzt, ohne jedoch näher auf die spezifischen Wechselwirkungen von Industrie und Natur einzugehen.⁹³ Die Wanderungen durch die postindustriellen Landschaften gelten den industriellen Hinterlassenschaften, die als Ruinen des Industriezeitalters zur Identitätsbildung beitragen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Griepentrog 1998, S. 234.
- 2 Vgl. Ott 1987.
- 3 Vgl. Moitra 2014.
- 4 Vgl. Reif 2016, S. 298.
- 5 Vgl. Tenfelde/Urban 2010.
- 6 Vgl. Tenfelde/Urban 2010, S. 14.

- 7 Vgl. Stein 1927, S. 194.
- 8 Vgl. Peters-Schildgen 2007.
- 9 Vgl. zur Biographie Idelbergers StA Gelsenkirchen PA 603; StA Gelsenkirchen, ZAS-alt XXI Schulwesen; Oberschullehrer i.R. Wilhelm Idelberger, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 24. Juli 1958, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2; Heimische Porträts: Wilhelm Idelberger, Westdeutsches Tageblatt, 7. September 1949, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2; Idelberger 1953.
- 10 Heimatbund 1928, S. 91.
- 11 Gelsenkirchens neueste Errungenschaft: „Pütt Übertage“, Gelsenkirchener Zeitung, 27. April 1933, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2; Tätigkeitsbericht für den Monat März 1933, in StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2.
- 12 Vgl. Tätigkeitsbericht für den Monat August 1932, in StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2; Wilhelm Idelberger: Das Industriemuseum „Heimaterde“ vor der Eröffnung, Gelsenkirchener Zeitung, 18. Mai 1929, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2.
- 13 Durch die geschickte Anordnung zweier Aufnahmen des gleichen Motivs entsteht im Stereoskop beim Betrachter ein räumlicher Eindruck.
- 14 Tätigkeitsbericht für den Monat Januar 1935, in StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2. Das Industriemuseum zog kurz nach Kriegsausbruch 1939 in die an der Herdstraße gelegene Josef-Schule um, wo es im Januar 1943 wiedereröffnet wurde. Vgl. Das Werk des Berg- und Hüttenmannes, Nationalzeitung, Nr. 16, 17. Januar 1943, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2. Im Weltkrieg zerstört, wurden die vorwiegend naturkundlichen Bestände nach dem Krieg im Städtischen Museum präsentiert. Bei der Umwandlung des Hauses 1993 in ein Kunstmuseum lagerte man die sie erneut ein. Sie sind heute im Besitz des städtischen Kulturamtes. Auskunft Wiltrud Apfeld (20. Juli 2016).
- 15 Vgl. Hasslacher 1882, S. 428; Schaubergwerk 1931; Vaupel 2003.
- 16 Vgl. Bertheau 1928, S. 2; Freymann 2003.
- 17 Der bis heute erhaltene sogenannte Barbarastollen ist das älteste erhaltene Schaubergwerk dieser Art in Deutschland. Vgl. Bieroth 1933; Universität 1938, S. 41-44.
- 18 Vgl. Winkelmann 1941, S. 493.
- 19 Vgl. Griepentrog 1998, S. 232.
- 20 Vgl. Farrenkopf 2016.
- 21 Vgl. Köstering 2003.
- 22 Vgl. Osietzki 1991.
- 23 Wilhelm Idelberger: Die Ideenwelt des Industriemuseums, Buersche Volkszeitung 22. Juni 1932, in StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2.
- 24 Wilhelm Idelberger: Das Industriemuseum „Heimaterde“ vor der Eröffnung, Gelsenkirchener Zeitung, 18. Mai 1929, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2.
- 25 Wilhelm Idelberger: Die Ideenwelt des Industriemuseums, Buersche Volkszeitung, 22. Juni 1932, in StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2.
- 26 Westfälischer Heimatbund 1928, S. 7.
- 27 Ebd., S. 90f.
- 28 Vgl. Reif 2016, S. 293.
- 29 Vgl. Rasch 2002, S. 157.
- 30 Vgl. Kretschmann 2006, S. 260.
- 31 Vgl. Griepentrog 1998, S. 89f.
- 32 Vgl. Rasch 2002.
- 33 Vgl. zur Geschichte Heimsoth/Kerner, S. 10-14; Jamin/Kerner 2005, S. 266-278; Schumacher 1979.
- 34 Schumacher 1979, S. 132.
- 35 Vgl. Ott 1987, S. 639-663.
- 36 Vgl. Hallenberger 2000, S. 51.
- 37 Ebd., S. 48-53.
- 38 Winkel 1927, S. 149.
- 39 Ebd., S. 156.
- 40 Ebd., S. 157.
- 41 Vgl. Ditt 2010; Goch 2001.
- 42 Ditt 2010, S. 236. Dass Brepohl seine Karriere auch nach 1945 mit zahlreichen Publikationen zum Thema fortsetzte, sei hier nur am Rande erwähnt.
- 43 Vgl. Brepohl 1922a.
- 44 Brepohl 1922a, S. 9.
- 45 Ebd., S. 12.
- 46 Ebd., S. 15.
- 47 Brepohl 1920, S. 253.
- 48 Vgl. Brepohl 1922b.
- 49 Brepohl 1922a, S. 16.
- 50 Ebd., S. 17.
- 51 Ebd., S. 21.
- 52 Brepohl 1926, S. 435.
- 53 Ebd., S. 435f.
- 54 Brepohl 1922a, S. 19.
- 55 Brepohl 1926, S. 436f.

- 56 Brepohl 1932, S. 105.
 57 Ebd., S. 102.
 58 Ebd., S. 103.
 59 Vgl. Brepohl 1937, S. 345, 343.
 60 Ebd., S. 357-363.
 61 Ebd., S. 365f.
 62 Küster 1996, S. 299.
 63 Vgl. Wietschorke 2009.
 64 Deutsches Museum 1928, S. 29-34.
 65 „Nach eingehender Durcharbeitung aller vorliegenden Möglichkeiten muß festgestellt werden, daß die Möglichkeit, die geologischen Sammlungen in das Bergbau-Museum einzugliedern, auf große, kaum überwindbare Schwierigkeiten stößt, deren größte der zur Zeit katastrophale Rummangel ist.“ Stellungnahme Winkelmanns zur Unterbringung der geologischen Sammlungen im Bergbau-Museum, Bochum, 3. Mai 1938, BBA 112/9.
 66 Winkelmann 1941, S. 486.
 67 Aktenvermerk des Kustos J. Raub (?) 1957, BBA 112/1777. Für die Hinweise danke ich Claus Werner, Bochum.
 68 Slotta 2005, 701f.
 69 Vgl. Köstering 2003; Joachimides 2001, S. 17.
 70 Vgl. Klemm 1973.
 71 Vgl. Hochreiter 1994; Weber 1991, S. 85.
 72 Vgl. Stottrop/Scheer 1994.
 73 Vgl. Jamin/Kerner 2005, S. 106; Stottrop/Scheer 1994, S. 126.
 74 Vgl. Schumacher 1979, S. 145.
 75 Vgl. Völkel 1985.
 76 Wilhelm Idelberger: Das Industriemuseum „Heimaterde“ vor der Eröffnung, Gelsenkirchener Zeitung, 18. Mai 1929, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2. Es handelte sich um die 3.000 Stücke umfassende Sammlung von Wilhelm Derichs. Vgl. Das Werk des Berg- und Hüttenmannes, Nationalzeitung, Nr. 16, 17. Januar 1943, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2. Dass geologische Stücke aus dem Bergbau für Unterrichtszwecke Verwendung fanden, belegt auch die 1893 auf der Bergmännischen Ausstellung zu Gelsenkirchen gezeigte Sonderausstellung zur Geologie des Karbons. Die Stücke wurden nach Ausstellungsende dem Realgymnasium in Schalke gestiftet. Vgl. Ausstellung 1894, S. 37.
 77 Wilhelm Idelberger: Das Industriemuseum „Heimaterde“ vor der Eröffnung, Gelsenkirchener Zeitung, 18. Mai 1929, in: StA Gelsenkirchen, ZAS alt, G 74/2.
 78 Vgl. Daum 2002, S. 91-95.
 79 „Mein Weg geht in das Land der Kohle [...] Bietet sie [die Reise] doch des Schönen und Großen genug, genug der wahrhaft erhabenen Denkmale menschlichen Fleißes und menschlicher Unternehmungslust.“ Koepper 1899, S. 6f.
 80 Falk 1993, S. 341.
 81 Idelberger/Niemann 1926, S. III.
 82 Idelberger/Niemann 1926, S. 14, 131.
 83 Vgl. Idelberger/Niemann 1926, S. 133, 135.
 84 Idelberger/Niemann 1926, S. 125.
 85 Idelberger/Niemann 1926, S. 24f.
 86 Idelberger/Niemann 1926, S. 97.
 87 Idelberger/Niemann 1926, S. 146.
 88 Vgl. Idelberger/Niemann 1926, S. 89.
 89 Ebd., S. 93-98.
 90 Ebd., S. 71f, 52-57.
 91 Vgl. Reif 2016, S. 369.
 92 Zu nennen wäre hier das 2010 eröffnete Ruhr Museum, das sich als übergreifendes Museum für das gesamte Ruhrgebiet begreift und u.a. in der Tradition von Kahrs Naturkunde und Industriegeschichte zu verbinden versucht. Vgl. Borsdorf/Grütter 2010.
 93 Vgl. Günter 2001.
- BREPOHL, Wilhelm:
 1920 Industrie und Kunst, in: Heimatblätter für das Industriegebiet (1920), S. 251-255
 1922a Gelsenkirchen, die Stadt und ihre Lebensgesetze, in: Deutschlands Städtebau: Gelsenkirchen, hg. vom beigeordneten Stadtbaurat Arendt und bearbeitet von Wilhelm Brepohl, Berlin 1922, S. 7-22
 1922b Das faustliche Lebensgefühl und die Industrie, in: Hellweg. Westdeutsche Wochenschrift für deutsche Kunst, Heft 31, 1922, S. 597-600
 1926 Heimatkunde im Ruhrgebiet. Ein Grundriß, in: Der Schacht 2 (1926), S. 432-437
 1932 Das niederdeutsche Volkstum und die Ruhrindustrie, in: Westfälische Heimat 14 (1932), S. 101-105
 1937 Das Ruhrvolk und die Volkstumsforschung, in: Rheinische Vierteljahresblätter 7 (1937), S. 341-372
- DAUM, Andreas:
 2002 Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914, 2. ergänzte Auflage, München 2002
- DEUTSCHES MUSEUM
 1928 Deutsches Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. Amtlicher Führer durch die Sammlungen, zweite vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, München 1928
- DITT, Karl:
 2010 Von der Volks- zur Sozialgeschichte. Wandlungen der Interpretation des „Ruhrvolks“ bei Wilhelm Brepohl 1920-1960, in: Westfälische Forschungen 60 (2010), S. 221-258
- FALK, Susanne
 1993 „Graue Heimat an der Ruhr“ – Die „Industrieheimat“, in: Der industrialisierte Mensch, Vorträge des 28. Deutschen Volkskundekongresses in Hagen vom 7.-11. Oktober 1991, Münster 1993, S. 339-349
- FARRENKOPF, Michael:
 2016 Das Anschauungsbergwerk als dioramatische Großszenierung, in: Alexander Gall/Helmuth Trischler (Hg.): Szenarien und Illusionen. Geschichte, Varianten und Potenziale von Museumsdioramen, Göttingen 2016, S. 239-264
- FRANKE, Adolf /FRANKE, Fritz:
 1925 Geologisches Heimat- und Wanderbuch für den östlichen Industriebezirk unter besonderer Berücksichtigung von Dortmund, Dortmund 1925
- FREYMANN, Klaus:
 2003 Bergbau auf der Kohleninsel. Zur Entstehung des Anschauungsbergwerks, in: Wilhelm Füßl u.a. (Hg.): Geschichte des Deutschen Museums. Akteure, Artefakte, Ausstellungen, München 2003, S. 289-322
- GOCH, Stefan
 2001 Wege und Abwege der Sozialwissenschaft: Wilhelm Brepohls industrielle Volkskunde, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen. Forschungen und Forschungsberichte 26 (2001), S. 139-176
- GRIEPENTROG, Manfred:
 1998 Kulturhistorische Museen in Westfalen (1900-1950). Geschichtsbilder, Kulturströmungen, Bildungskonzepte, Paderborn 1998
- GÜNTER, Roland:
 2001 Besichtigung unseres Zeitalters. Industrie-Kultur in Nordrhein-Westfalen. Ein Handbuch für Reisen, Essen 2001
- HALLENBERGER, Dirk:
 2000 Industrie und Heimat. Eine Literaturgeschichte des Ruhrgebiets, Essen 2000
- HASSLACHER, A.:
 1882 Bergbau und Hüttenwesen, in: Bericht über die Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens, hg. von Paul Boerner und H. Albrecht, Berlin 1882-1883, Bd. 3, S. 425-462
- HEIMSOTH, Axel /KERNER, Frank (Hg.):
 2015 Arbeit und Alltag. Industriekultur im Ruhr Museum, Köln 2015, S. 10-19
- HEIMATBUND
 1928 Westfälischer Heimatbund. Seine Entwicklung, Aufgaben und Einrichtungen, hg. von der Geschäftsstelle, Münster 1928
- HOCHREITER, Walter:
 1994 Vom Musentempel zum Lernort. Zur Sozialgeschichte deutscher Museen 1800-1914, Darmstadt 1994, S. 126-179
- IDELBERGER, Wilhelm/NIEMANN, Wilhelm:
 1926 Schaudichum! Heimatkundlicher Wanderführer auf geologischer und naturwissenschaftlicher Grundlage für Gelsenkirchen und nähere Umgebung, Gelsenkirchen 1926
- IDELBERGER
 1953 Wilhelm Idelberger. Lehrer und Heimatfreund, in: Gelsenkirchener Blätter 6, 21 (1953), S. 9

Bibliografie

AUSSTELLUNG

1894 Die erste deutsche Bergmännische Ausstellung zu Gelsenkirchen vom 1. Juli bis 13. August 1893, Berlin 1894

BERTHEAU, Paul:

1928 Das Lehrbergwerk im Deutschen Arbeitsschutzmuseum, Berlin 1928

BIEROTH, Ella:

1933 Schau Westdeutscher Wirtschaft. Universitätsneubau Köln-Lindenthal Langemarckplatz, Köln 1933

- JAMIN, Mathilde/KERNER, Frank: (Hg.):
2005 Die Gegenwart der Dinge. 100 Jahre Ruhrlandmuseum, Essen 2005
- JOACHIMIDES, Alexis:
2001 Die Museumsreformbewegung in Deutschland und die Entstehung des modernen Museums 1880-1940, Dresden 2001
- KLEMM, Friedrich:
1973 Geschichte der naturwissenschaftlichen und technischen Museen, in: Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte 41 (1973), S. 3-59
- KOEPPER, Gustav:
1899 In Plutos Reich. Wanderungen durch Schacht und Hütte im Rheinisch-Westfälischen Industriebezirk, Berlin 1899
- KÖSTERING, Susanne:
2003 Natur zum Anschauen. Das Naturkundemuseum des deutschen Kaiserreichs 1871-1914, Köln 2003
- KRETSCHMANN, Carsten:
2006 Räume öffnen sich. Naturhistorische Museen im Deutschland des 19. Jahrhunderts, Berlin 2006
- KÜSTER, Hansjörg:
1996 Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart, München 1996
- MOITRA, Stefan:
2014 Das Wissensrevier. 150 Jahre Bergbauforschung und Ausbildung bei der Westfälischen Berggewerkschaftskasse/DMT-Gesellschaft für Lehre und Forschung. Die Geschichte einer Institution, Bochum 2014
- OSIETZKI, Maria:
1991 Technik zwischen Genie und Wahnsinn. Zur Ideologie der Technikentwicklung und -aneignung, in: Ideologie der Objekte – Objekte der Ideologie. Naturwissenschaft, Medizin und Technik in Museen des 20. Jahrhunderts, hg. vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V., Kassel 1991, S. 89-95
- OTT, Ulrich (Hrsg.):
1987 Literatur im Industriezeitalter. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 2 Bde., Marbach am Neckar 1987
- PETERS-SCHILDGEN, Susanne:
2007 Von Ost nach West. Migration ins Ruhrgebiet. Geschichte und Forschungslage, in: Dagmar Kift/Dietmar Osses (Hg.): Polen – Ruhr. Zuwanderungen zwischen 1871 und heute, Essen 2007, S. 15-24
- RASCH, Manfred:
2002 Bürgerliches Selbstbewußtsein und bürgerliche Selbstdarstellung. Zur Musealisierung von Industrie- und Technikgeschichte in Duisburg zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Susanne Sommer/Peter Dunas (Hg.), 1902-2002. Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen, Duisburg 2002, S. 145-179
- REIF, Heinz:
2016 Montanindustrie und Stadtentwicklung. Migrationen, Regionen und schwerindustrielle Urbanisierung, in: Klaus Tenfelde, Stefan Berger, Hans-Christoph Seidel (Hrsg.): Geschichte des deutschen Bergbaus Bd. 3, Münster 2016, S. 289-376
- SCHAUBERGWERK
1931 Das Schaubergwerk auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1931, Dresden 1931
- SCHUMACHER, Erich:
1979 Ernst Kahrs, der erste Direktor des Ruhrlandmuseums, in: Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen 94 (1979), S. 129-152
- SLOTTA, Rainer (Hg.):
2005 75 Jahre Deutsches Bergbau-Museum Bochum (1930-2005). Vom Wachsen und Werden eines Museums, Bochum 2005
- STEIN, Erwin (Hg.):
1927 Gelsenkirchen, Berlin 1927
- STOTTROP, Ulrike/SCHEER, Udo:
1994 90 Jahre Ruhrlandmuseum Essen. Die geowissenschaftliche Sammlung, in: Mitteilung der Geologischen Gesellschaft Essen, Heft 12 (1994), S. 117-139
- TENFELDE, Klaus/URBAN, Thomas:
2010 Das Ruhrgebiet: Raum. Zeit. Quellen (Einleitung), in: Das Ruhrgebiet. Ein Historisches Lesebuch, hg. v. Klaus Tenfelde und Thomas Urban, Bd. 1, Essen 2010, S. 9-22
- UNIVERSITÄT
1938 Die neue Universität Köln mit ihren Instituten und Seminaren, Köln 1938
- VAUPEL, Elisabeth:
2003 Unter dem Trocadéro, in: Kultur und Technik 27 (2003), H. 2, S. 20-25
- VÖLKEL, Hans:
1985 Das Karbon-Diorama im Ruhrland-Museum in Essen, in: Der Präparator 31 (1985), H. 1, S. 31-34
- WEBER, Wolfhard:
1991 Die Gründung technischer Museen in Deutschland im 20. Jahrhundert, in: Museumskunde 56 (1991), S. 83-93
- WIETSCHORKE, Jens:
2009 Die Formierung einer Kulturlandschaft als innere Regionalisierung. Das Ruhrgebiet in der Reiseliteratur 1800-1914, in: Jan-Pieter Barbian/Hanneliese Palm (Hg.): Die Entdeckung des Ruhrgebiets in der Literatur, Essen 2009, S. 55-69
- WINKEL, Heinrich:
1927 Die kulturellen Einrichtungen und Bestrebungen Gelsenkirchens, in: Erwin Stein (Hg.): Gelsenkirchen, Berlin 1927, S. 148-166
- WINKELMANN, Heinrich:
1941 Das Bergbau-Museum Bochum, in: Progressus. Fortschritte der deutschen Technik, Bd. VI, September 1941, Nr. 9, S. 485-500

Anschrift des Verfassers

Dr. Stefan Siemer
Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Am Bergbau-Museum 28
44791 Bochum